

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 17 (1913)
Heft: [4]

Artikel: Aus J.V. Widmanns Werken
Autor: Widmann, J.V.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-587561>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 20.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

schrankt war, für eine heitere, anmutige Sinnlichkeit erschlossen. Er war, auch zur Zeit des Naturalismus, dem er nie nachgab, und der schwül erotischen und sozial tendenziösen Romane doch hauptsächlich der Darsteller einer freien Phantasiewelt.

Er breitete es lustig und glänzend aus,
Das zusammengefasste Leben.

Sein Geist nahm fröhlich seinen Schwung aus der Wirklichkeit hinüber in die reineren, reicherer Gefilde der Schönheit, nach Italien, Indien, Griechenland.

O heilige Hellas! Ewig unersehlt!
Du Land des Lyraflangs im Sonnenlichte!

Und wer es konnte, flog mit ihm, „aus dieser Welt des Reglementezwangs“ in die blau überwölbte Heimat der Dichterphantasie, aus dem protestantisch strengen Lebensernst in die milde Luft einer heiter prangenden, das Leben wie ein herrliches Spiel dahinlebenden Menschheit, in eine Geistesphäre, wo, wie er selber von Tintoretto „Ehebrecherin vor Christus“ sagt, die Schönheit alle Gesetzbücher über den Haufen wirft. In dieser Luft entfaltete der Dichter sein eigenstes Talent, die reizende Unschuld seiner Sinnenfreude, den anmutigen Scherz, die Reigentänze seiner libellenhaften Gedanken, die überraschenden Seitensprünge seiner drolligen Phantasie, die harmlosen Spitzbüb-

reien seiner Laune . . . Ich weiß es, die Welt ist heute einig, daß er uns in der Maikäferkomödie und im Heiligen und die Tiere sein Größtes hinterlassen hat, und wer möchte dem, angesichts der Verse in der „Berufung“, widersprechen?

Nimm den Menschengriffel, Menschenkind!
... Das ist nicht die Lust nur am Gestalten,
Jener ew'ge Promethidentrieb;
Das ist mit der Gottheit Zwiesprach halten
Über etwas, das sie schuldig blieb.

Aber gleichwohl, wenn ich den Dichter in seinem eigensten Elemente genießen will, so greife ich zum „Wunderbrunnen von Is“, zu „Bin dem Schwärmer“ und verwandten Dichtungen. Da meine ich, wie nirgends sonst, das Wunder mitzuerleben, das der Knabe erlebte, „als ihm die Welt geschenkt ward“: die Zaubermaut einer jugendlichen Phantasie!

Und nun zurück zu dem Grabe, auf dem die Bergiße mich auch uns mahnen: Haltet ihn hoch und wert! Er hat euer Land geliebt, seine Berge, seine Freiheit. Er hat auch euch geliebt und vielleicht am meisten dann, wenn er als Fremdling fühlte, daß sein Wesen nicht in eurem Volkstum wurzelte, daß er berufen sei, das Bild eines freieren, höheren Menschentums vor euch aufzurichten. Und er hat trotz dieser Liebe euch nie geschmeichelt. Bergezt auch das nicht!

Otto von Greverz.

Aus J. U. Widmanns Werken *)

Nächtliche Zwiesprache

Eine Neujahrskantate

Dumpf ächzend rollt der Erde Ball
Im nächtlich stillen Weltenall —
Ein Schiff, das stöhnend seine Bahn
Durchkämpft im pfadlos weiten Ozean.

Und horch! Mit Tönen, heiß und bang,
Horch, eines Gottes Klaggesang!
Der Engel dieser Erde singt
Ein Lied, das schwermutsvoll empor sich ringt:

„Wann, Vater, enden diese Mühen?
Wann hält das Schiff im Ruhesport?
Muß ewig dieses Feuer glühen,
Das fort uns treibt und immer fort?

Und ist kein seliges Gestade,
An das uns eine Welle trägt?
Kein Land des Friedens, Land der Gnade,
Das uns zuletzt als Bürger hegt?

Die Wurzel, die im dunkeln Grunde
Sich sehrend nach dem Lichte müht,
Ihr kommt doch eine Wonnestunde,
Da sie mit süßem Duft erblüht.

So gib auch, Vater, deiner Erde
Einmal ein solches letztes Glück,
Auf daß ein voller Lohn ihr werde,
Dann — atme sie ins Nichts zurück!“

Das Trauerlied des Engels schweigt,
Und wie das Haupt er lauschend neigt,
Da schwinget sich im Harfenton
Ein Gruß hernieder von Allvaters Thron:

„Ewig wandeln meine Sterne,
Aber nimmer heimatlos,
Nicht in unbekannte Ferne;
Denn sie alle hegt mein Schoß.

Träumet nicht vom fernen Frieden,
Schaut nach keinem Eiland aus;
Schon ist Frieden euch beschieden,
Schon seid ihr im Vaterhaus!

Meinem Angesicht entrücken
Kann euch keines Sturmes Wehn.
Eilet, einer Schiff zu schmücken;
Was ihr bittet, ist geschehn!“

So schallt es tröstend durch die Nacht.
Ein selig Ahnen ward entfacht
Im Geist des Engels: Unsre Fahrt
Ist Stillestehn in Gottes Gegenwart!

*) Ausgewählt von Dr. Otto von Greverz, nachgedruckt mit gütiger Bewilligung der Kinder von J. V. Widmann.



Fritz Widmann, Rüfihlikon.

J. D. Widmann (1842—1911).

Original im Besitz des Vereins des Heimatvereins Höttingen,
bestimmt für das Gottfried Keller-Haus.

Auf dem Grab eines schönen Mädchens

O pflücke diese Rosen nicht,
Die auf dem kleinen Hügel prangen;
Sie blühten einst wie Abendlicht
Auf eines Mädchens holden Wangen.

Und was mit Ranken dort sich regt,
Den weißen Leichenstein umschließend,
Hat lockenweich sich einst bewegt,
Um einen weichen Nacken fließend.

Und jener Veilchenbüschel war
Ein dunkler Blick voll heil'ger Treue,
Ein Blick aus blauem Augenpaar —
O Fremdling, diese Veilchen scheue!

Sie hauchten Balsam in die Luft,
Wie sie einst Liebeshuld gespendet.
O Mädelchenang', o Blumenduft —
Ein Kreislauf ist's, der niemals endet.

Zum Geleit

(Aus dem Trauerspiel „Arnold von Brescia“, III. Aufzug, 3. Szene).

Euch geleite
Der Geist der Liebe! Gleich der Mondesscheibe,
Die nächtlich Tausenden von Wandern leuchtet,
Dem unter Tannenwipfeln sanft verklärend
Den dunkeln Pfad, dem auf dem weiten Meer
Die flücht'ge Well in flüss'ges Silber wandelnd,
So kreis um euch der gute Geist der Liebe!
Gebt, was ihr habt, umsonst! Tut nicht Gewalt
Den Seelen an, auch nicht im Guten. Adelt
Mit Wohltun jeden Tag. Verlangt ihr Schweres
Vom schwachen Menschen, o, so zeigt zuerst
Ihm seine Tragkraft, wie das öffne Meer
Ius auch zuerst am Horizont des Schiffes
Hellstrahl'gen Genius, die weißen Segel,
Dann erst die Last, den schweren Kiel uns weist;
Stellt an den Strom des Lebens euch, flieht nicht
Sein Rauschen; reinen Ohren rauscht er Wahrheit.
Doch seid wie Bäume, die am Ufer nur
Ihr Spiegelbild in seine Tiefe tauchen,
Weil sie des Himmels Abbild drinnen suchen;

Des Himmels Urbild zeigt der Strom euch nicht.
Er trockt vom Schicksal nichts; seid gern die Uermsten,
So schaut ihr vorwurfsfrei der Brüder Not;
Die eigne Dürftigkeit gibt edeln Seelen
Den einz'gen Trost beim Anblick fremden Jammers,
Doch Reichtum brennt gleich einer Feuerkrone
Des Weisen Stirn. Im Unglück bauet nicht
Auf wunderbare Schickung; niemals draußen,
In euch muß sich das Größte stets ereignen,
Sonst seid ihr schon verloren. Das Vergangne
Sei ein Sibyllenbuch der Zukunft euch.
Nicht grübelt über Gott, ahnt ihn im Weltlauf;
Das Abendrot baut unsern Augen Himmel,
Die Sonne, die es schuf, sie blendet nur.
In guten Tagen lieber als in bösen
Erhebt euch zum Gebet! Und endlich: Wartet
Auf's Heil. Ja, wartet, aber harret nicht!
Noch einen Kuß nun jedem. Sieht in Frieden
Dem hin. Groß ist die Welt — der Geist am
größten!

Der Klausner Maldus erzählt sein Liebesabenteuer

(Aus dem III. Gesang der romantischen Dichtung
„Der Wunderbrunnen von Is“).

Mein lieber junger Mann, Ihr seht,
Dß ich auch in meinen besten Jahren,
Wo andern sonst der Sinn aufs Freien steht;
Auch haltest ja mich nicht für einen wahren
Waldbruder, der mit Fästen und Gebet
Sich quält, um später himmelwärts zu fahren.
Es haben weder Kirche noch Natur
Mein Haupthaar mir geschändet mit Tonsur.

Doch um fortan kein Weib mehr sehn zu müssen,
Hab ich in diese Wildnis mich versteckt.
Glaubt mir's: In Luft und Erd und Meer und Flüssen
Ward solch ein Unding nicht mehr ausgehecht
Als wie das Weib mit seinen süßen Küsselfen,
Aus denen Höllenfeuer züngelnd lebt.
Lacht, wenn Euch Weiberträume je begießen,
Und denkt: Der Regen macht den Bart mir spritzen.

Maldus bin ich geheißen, viele nennen
Den Weisen mich, weil sie unweise sind.
Ich aber muß mich selber besser kennen
Und sag Euch: Dümmer war ich als ein Kind,
Das nicht so leicht sich zweimal wird verbrennen.
Was half mir all der philosoph'sche Wind,
Der mir mit Stolz der Seele Segel blähte —
Da doch zuletzt ein Püppchen mich verschmähte?

Gottlob zwar, daß sie's tat. Es war Dahüt,
Azenors Schwester, die zu ihrem Lehrer
Mich auserkor, von Wissensdurst durchglüht.
Wie fiel das Lehren einem Meister schwerer!
Dem was ihr mir durchs tolle Köpfchen sprüht,
Will sie erfahren: „Mein Maldus, erklär' er
Mir dies und das, warum die Blumen riechen,
Die Sterne schneuzen und die Schneden kriechen!“



DIE SCHWEIZ

Aus J. V. Widmanns Skizzenheften.



Aus J. V. Widmanns Skizzenheften.

Oft saßen wir in lauen Sommernächten
Auf eines hohen Turmes enger Zinne,
Einsam — gleich war ihr's, was die Leute dächten —
Dann frug sie mich, ob Attraktion und Minne
Bei Sternen nicht identisch, beide brächten
Daselbe ja zustande. Meine Sinne
Bergingen mir vor ihrer Schönheit Wonne,
Ich stund — wie Butter an der Julijonne.

Dem sie war schön und witzig zum Entsehen,
Und ihre dunkeln Haare hauchten Duft;
Gefangen war ich bald in ihren Nezen,
Ihr Odem war allein mir Lebensluft.
Auf ihren Wind hätt' ich mich gern in Felsen
Zerhauen lassen, wär' auch in die Klüft
Der Hölle wie ein treuer Hund gesprungen
Und hätte mit dem Teufel selbst gerungen.

Auch sie schien manches Mal mich fast zu lieben,
Gewährte mir zuweilen eine Kunst;
Zum Beispiel durft' ich Regel mit ihr schieben,
Sie trieb dies schöne Spiel mit großer Kunst.
Auch ist's beim bloßen Handküß nicht geblieben.
Doch alles war zuletzt nur blauer Dunst,
Und ihrer Laune hat sie hingeschlachtet,
Was ich als schönste Seligkeit geachtet.

An einem Abend, wo sehr viele Damen
Und Ritter an des Königs Tafel saßen,
Geschah's, daß wir in heft'ges Streiten kamen,
Im Anfang war es mehr ein nedlich Spähen.
Es war der Streit, der nie wird ganz erlahmen
Und der schon da war, als vom Apfel ahen
Die Eltern aller Menschen — jener Streit
Von Mannes und von Weibes Herrlichkeit.

Sie sprach: Die Frauen sind es, die regieren.
Ich rief: Die Männer siegen doch zuletzt.
Sie drauf: Das müßte man noch erst probieren.
Ich wieder: Gut, mein Schwert ist stets geweht.
So ward ein Jungen Hin- und Herturnieren,
Dem erst des Königs Wort ein Ziel gesetzt.
Man ließ die Frage schließlich unentschieden
Und trennte sich in leidlich gutem Frieden.

Am nächsten Morgen — dies geläch im Mai —
Sah ich am offnen Fenster meiner Zelle,
Die im Palast ich hatte; dicht dabei
Erstreckte sich der Park, und eine Quelle
Sprang dort im dunkeln Buschwerk fröh und frei;
Auch war an Blumen reich die lauf'ge Stelle,
Und wenn ich schnell durchs niedre Fenster sprang,
Nahm gleich mich auf ein dunkler Schattengang.

Ich sitze friedlich dort mit einem Buche,
Da naht Dähüt im leichten Sommerkleid,
Sie tut, als ob sie Wiesenblumen suche,
Und schürzt das Röcklein, gleich als wär's ihr leid
Vom Tau es naß zu sehn. Mit einem Tuche,
Das ihr um Schultern flattert, die der Neid
Selbst muß bewundern, spielt der Morgenwind;
Natürlich schau ich mir die Augen blind.

Sie scheint mich nicht zu sehn, das Tuch verschwindet,
Es muß die Blumen, die sie sammelt, fassen.
Für wen sie wohl die duft'ge Spende bindet?
Schwer wird's, die Frage ganz zu unterlassen;
Doch wer zu fragen erst sich unterwindet,
Wie leicht kann er vor Gram hernach erblässen,
Wenn er vernimmt: „Das geb ich, wem ich will!“
Wie besser ist's, ich bleibe mäuschenstill.

Auf einmal, während ich mich tief versenkte
Ins Buch, das ich verkehrt in Händen hielt,
Flog eine Fülle Blumen drauf — mir schenkte
Die Frühlingskinder sie und „Gut gezielt“
Rief ich fogleich, sprang auf — sie aber lenkte
Zum Fenster ihren Schritt. Da war verpielt
Das hohe Spiel, in das ich mich gewagt,
Ich war dahin, dem Himmel sei's geflagt!

Sie schwang sich federleicht auß Fensterbrettchen
Und bot zum Morgenkusse mir die Hand.
An ihrem Halse hing ein goldnes Kettchen,
Das sie mir scherzend um die Finger wund.
Dann streifte sie vom Haupt mir mein Barettchen
Und setzte selbst es auf — ach Gott, es stand
So eigen ihr, so närrisch wunderlich,
Dah ich vor Minne nicht bei Sinnen blieb.

Ich bat um einen Kuß auf ihre Wangen,
Sie schlug es ab, zwar lächelnd, daß man ahnte,
Ihr Abschlag sollte reizen das Verlangen.
Doch während langsam ich den Weg mir bahnte
Zu meinem Glücke, sah sie seitwärts hangen
Im Zimmer einen Sattel; da ermahnte
Sie mich in lustig feierlicher Weise,
Als Pferd zu dienen ihr auf einer Reise.

„Die Reise soll nur durch die Wiesen gehn,“
So sprach sie, „dem ich fürchte nasse Füße.
Wie schön wird dir der rote Sattel stehn,
Und Haber geb ich dir, der gar so süße!
Auch wird es hier ja keine Seele sehn
Als dort die Amsel, die uns helle Grüße
Aus ihrem Baume schickt, die goldenen Lieder,
So schöner Maientag kommt wohl nicht wieder!“

Die Falsche sprach's, und ich, weh mir, ich streckte
Mich wie ein Esel hin auf alle Biere
Und litt es, daß der Sattel mich bedeckte;
Sie schwang sich drauf, und ich ward schnell zum Tiere.
Ja, glücklich fühl' ich mich dabei und hechte
Gedanken aus, die wohl Europens Stiere,
Doch mir nicht ziemten, einem Philosophen;
Ein Spott der Schranzen ward ich und der Zofen!

Die nasse Wiese hatt' ich nun durchkrochen,
An mancher Nessel tüchtig mich gebrannt,
An manchem Halm gekitzelt und gestochen,
Doch war ich wie von Zauberei gebannt
Und wäre mit der süßen Last wohl Wochen,
Ja Monde lang im Gras umhergerannt,
Wenn plötzlich nicht ein polyphones Lachen
Das Blut mir hätte fast erstarren machen.



„Deutsche Schulmeister- und Professorengeätscher“.

Sie hatte mich an meinem seid'nen Zaume —
Ihr Gürtel war's, den ich im Munde trug —
Ganz unvermerkt gelentzt zu einem Raum,
Wo hohes Gras mir um die Augen schlug;
Ich froch dahin, betäubt als wie im Traume,
Da hielt sie rasch mich an mit kurzem Zug,
Und das Gelächter schlug mir an die Ohren,
Der ganze Hof — o Gott, ich war verloren!

Aus den Gebüschen traten alle Damen,
Die gestern Zeugen unsres Streites waren,
Aus hundert Winkeln im Gehölze kamen
Der König und die bunten Höflingscharen,
Der Adel unsrer Stadt, die ersten Namen,
Nichts wollte mir die Teufelin ersparen.
Auch ihre Schwester, sonst so engelgleich,
War jetzt an Bosheit und an Wizzen reich.

Ja, diese sanfte Taube, die zum Preise
Jetzt im Turnier bestimmt ist, rief mir zu:
„Ei, welches noble Pferd! Geht weit die Reise?
Sprich, Schwester, wo gewannst den Reimer du?
Fürwahr, der Mann siegt stets in seiner Weise,
Er führt noch lange keiner Frau den Schuh.
Es wär auch schwer, dem Schuh den Kuß zu geben,
Tanzt auf dem Rücken uns der Schuh soeben!“

Dahüt schwang jetzt vom Sattel sich herunter,
Ich aber wagte noch nicht aufzustehn.
Sie kraute mir die Ohren, klopste munter
Mir auf den Hals und ließ den Sattel sehn,

Den sie mir aufgeladen. Immer bunter
Trieb man's mit mir, ich wollte fast vergehn.
Zuletzt sprang ich verzweifelt auf und rannte
Davon, weil unter mir der Boden bramte.

Ich sah nicht um, ich rannte bis hieher,
Wo mich der Weiher still zu stehen zwang.
Drei Tage lag ich hier im Fieber schwer,
In wilden Träumen hier drei Nächte lang.
Mein Haupt war heiß, mein Herz verödet leer,
Bis endlich ein Gedanke los sich rang
Aus meiner Brust, nur diesen konnt' ich fassen:
Die Weiber bis zum letzten Hauch zu hassen.

Du aber, junger Mann, sei nun vernünftig
Und schließe zu dein Herz und deine Sinne;
Die Weiber sind so wenig daseinszünftig
Als die vom Menschen arg gehafte Spinne.
Ein Götterleben wirst du führen künftig,
Vermeidest du den wilden Rauch der Minne.
Zieh zum Turnier; du bist genug gewarnt,
Dein Fehler ist's, wenn eine dich umgarnt!
So sprach Maldus, nur etwas mehr ausführlich,
Als zu berichten hier ich es gewagt.
Gefährlich scheint es mir und ungebührlich
Zu überliefern ganz, was er gesagt.
Der Dichter wird, unschuldig zwar natürlich,
Für seiner Helden Meinung oft verflagt.
Auch schreibt ein Fräulein meine Verſ' ins Reine,
Da paßt es nicht, daß Misogyn ich scheine.

Aus J. V. Widmanns Reisebüchern.

Aus Rektor Müslins Italienischer Reise.

In Bologna.

Aus der Gemäldefassung (es war die Accademia di Belle Arti) traten wir wieder auf die Straße hinaus und wurden hier alsbald wieder von den angenehmen Eindrücken festgehalten. Die hochgewachsene schönen Frauen und Mädchen des Mittelstandes schritten in ihrer geschmaackvollen Schleiertracht durch die Gassen nach den Marktplätzen, ihre Einkäufe zu besorgen, und gaben so den hohen Arkaden der alten Stadt die schönste Belebung; an einer Ecke bei einem Zinngießer, der alle seine Waren auf der Straße ausgestellt hatte, kaufte ein Landpfarrer, umgeben von einigen Gemeindegliedern und der stattlichen Röchin, zwei riesige Orgelpfeifen, welche dem stärksten Bauern unter fröhlichem Grinsen aller Beteiligten auf die Schultern gelegt wurden. Aber am Marktplatz wurde ein soeben verfertigtes Sonett an die Mauer geklebt und sofort von einem herbeieilenden Studenten der sich ver-

sammelnden Menge laut vorgelesen. Es war eine Huldigung für Olympia Trebbi, „che cantando il Rigoletto nel teatro consorziale di Budrio dimostravasi artista vera e commovente“. Also eine öffentliche dichterische Huldigung, einer beliebten Opernsängerin dargebracht. Aber nicht der Dichter brachte diese Huldigung von sich aus dar; sondern, wie weiter auf dem Plakat zu lesen war, die Eheleute Luigi e Gismonda Menarinu hatten dieses Gedicht zu diesem Zwecke bei einem Dichter bestellt. Noch staunten wir über diesen Brauch und bewunderten zugleich die zierlichen Wendungen des Gedichtes, als bereits ein neues Plakat von einem Dienstmännchen herbeigeschafft und neben das der Künstlerin geltende Sonett gehetet wurde. Dieser zweite Zettel enthielt eine Trauerode auf irgend ein schönes liebenswürdiges Mädchen, das jetzt Bologna verlassen habe, um seine Gespielen, die Engel des Paradieses, die sich so nach ihm gefehnt hatten, zu erfreuen. Die verfassete Menge las auch diese Dichtung, und es fehlte nicht an trefflichen Urteilen über die Schönheiten der Ode, wobei der





Aus J. V. Widmanns Skizzenheften: „Homiletif“.

Ernst des Stoffes alle mißliebige Kritik ausschloß, während das an die Künstlerin gerichtete Sonett als etwas zu schwülstig befunden wurde. Und wer sprach diese Urteile mit Interesse und mit Sicherheit aus? Leute waren es, die in Händärmlen, in geflüsterten Wämsern, mit Abzeichen einer gewöhnlichen Hantierung die Plakate umstanden. Studenten, Geistliche, Professoren waren auch unter ihnen und gaben mit ihr Urteil ab, hörten aber die entgegengesetzte Meinung des nächsten besten im Volke mit ebenso großer Achtung an, wie wenn ihresgleichen einen ästhetischen Besund ausgesprochen hätte.

Müslin war von dieser Szene ganz begeistert. „Jetzt begreife ich die alten Athener,“ rief er aus. „Wie bewährt sich an diesen Bolognesern ihre alte Kultur! Wo fänden wir dergleichen in unsren Städten trotz unserer vielgerühmten Schulbildung? Und doch sehen wir so hochmütig auf diese Leute herab. Welches Glück, zu denken, daß es noch Völker gibt, die ihr Bestes nicht der trocknen Schulweisheit des gebildeten Schulmannes Schwemmel, sondern den angeborenen Talenten, einer edlen Lebensweise und einer alten, durch Traditionen vererbten Kultur verdanken!“

* * *

Nach der Abendmahlzeit in den „Vier Pilgern“ zu Bologna.

Müslin erinnerte sich auf einmal, vermutlich durch das Wirtshausschild von den vier Pilgern darauf gebracht, daß eine der Geschichten, welche die Canterburypilger in dem berühmten Gedichte Chaucers einander erzählen, in Bologna spielt, eine prächtige Geschichte von einem Studenten, der die schwarze Kunst verstehe und einer hohen Dame, die er liebt, Wunderdinge vorzaubere. Der Rektor erzählte mir die ganze Geschichte beim Nachtsch; aber auf das Ende konnte er sich nicht mehr besinnen, sodaß ich einen Spaziergang ins Freie vorschlug, da uns der starke Wein hier im etwas engen hinteren Gaststübchen anfing beschwerlich zu werden. Zuerst aber

stiegen wir auf unser Zimmer und freuten uns gemeinsam, indem wir nach dem Hof hinabhorchten, der Fröhlichkeit, die in diesem Gathofe auch in der Küche und in der Gesindestube herrschte. Hell sangen die Mägde zu ihren Geschäften, eine tanzte mit dem Wäschekorb durch die gegenüberliegende Galerie. „O, schöne Naturen!“ rief Müslin begeistert aus. „O schöne Naturen diejer Menschen! Bei soviel Arbeit, die sie doch zu verrichten haben um geringen Lohn, bei so mancher Plage, die sie auszuüben haben, bei allem Einerlei eines Daseins, das vermutlich zu verbessern sie keine Aussicht haben, sind sie alle guten Mutes und singen und spielen dem Herrn in ihren Herzen! Ja, dem Herrn! Diese Fröhlichkeit ist eine Art Gottesdienst, der durch keinen Gedanken vermittelte, unbewußt zum Thron des Schöpfers aufsteigende Preisgesang lebendiger Wesen, die glücklich genug sind, gefund leben zu dürfen in ihrer mühseligen Arbeit. Gott segne sie dafür!“

*

*

Der schlesische Tugendbold in Amalfi.

Auf dem Wege aus der Kirche (der Kathedrale von Amalfi), oben an der prächtigen Marmortreppe, bettelte uns ein hübscher kleiner Junge um Zigarren an. Das brachte den einen unserer jungen schlesischen Begleiter ganz außer Fassung. Er war selbst ein so wohlgezogener junger Mann aus guter Familie; seine Seele roch völlig nach weißer Wäsche, sein Verstand war „gestärkt“, wie man einen Hemdenfragen stärkt, und seine Leidenschaften geglättet und gebügelt wie der gestickte Busenstreifen mit den drei goldenen Knöpfchen, den er trug. Dieser geborene Geheime Rat und Großvater wandte sich zu dem kleinen schwarzäugigen Fischerjungen und hielt ihm, sehr langsam, aber korrekt italienisch sprechend, eine Rede, die in logischer und pädagogischer Beziehung nichts zu wünschen übrig ließ: „Ich werde dir keine Zigarren geben, kleiner Knabe. Denn erstlich ist hier nicht der Ort, wo man Zigarren gibt; wir stehen vor dem Gotteshause. Sodann rauche ich nicht und habe daher niemals Zigarren bei mir. Endlich aber würde ich dir auch keine Zigarren geben, wenn ich welche hätte; denn“ — und das wurde nun mit besonderem Nachdruck gesprochen — „denn du bist noch viel zu jung zum Rauchen!“ Der Schluß der Rede machte sich in italienischer Sprache noch viel pedantischer; langsam rollten die Worte heraus: „Tu sei ancora molte troppo giovane per fumare.“ Der Kleine stand starr da und riß Maul und Augen weit auf. Plötzlich fuhr Müslin wild in die Tasche, nahm hastig sein Etui hervor und steckte dem Buben mehrere dicke römische Zigarren in den Mund, in jeden Winkel eine und in die Mitte eine lange Brissago. Der junge Schlesier sah Müslin vorwurfsvoll an, und wie ein Gesandter, der nach solchem Alte die diplomatischen Beziehungen abbricht, ging er mit seinem Freunde rasch von dannen; eine halbe Stunde später schiffte er sich nach Capri ein auf einem Boote; ich sah der Abfahrt vom Balkon unseres Gathofes zu. Wohl fünfzig Fischerbuben hockten da am Strand, und als hätten sie sich das Wort gegeben, das pädagogische Gewissen der schlesischen frischen Wäsche zu empören, rauchten sie alle, einige aus weißen, gelben und roten Tonpfeifen, andere elende, weggeworfene Zigarrenstummel, und jetzt schrieen sie alle vor Vergnügen laut auf, da soeben ein stämmiger Fischer den jungen schlesischen Großvater aufhob, wie man ein Kind aufnimmt, und ihn durch die den Strand beseßlenden Wogen ins Rielboot trug.

*

*

Aus „Sommerwanderungen und Winterfahrten“.

Das sterbende Rhinoceros im Zoologischen Garten in Berlin.

Das freundliche Wetter verlockte mich zu einem Vormittagsbesuch im zoologischen Garten. Also rasch in den nächsten Wagen der Pferdebahn! Dieses Pferdebahninstitut wird als das beste der Welt betrachtet und dient allerdings dem Verkehr der Weltstadt in ganz außerordentlicher Weise. Im Jahre

1892 sind mit Berliner Pferdebahnen 125 Millionen Menschen befördert worden. Die Wagen sind groß und schön. Nur eines mißfiel mir, daß nämlich die ursprünglich so breiten prächtigen Fenstertafeln mit zum Teil bunten Glasannonceen bedeckt sind, sodaß die Fahrgäste nicht immer bequem in die Straße hinauszublicken vermögen. Der Fremde will doch auch im Fahren — besonders auf oft so langen Fahrten — etwas vom Berliner Leben sehen. Hat nun die Pferdebahngesellschaft, wie das Paul Lindenberg in seiner Schrift „Berlin als Kleinstadt“ behauptet, ganz enorme Einnahmen, so dürfte sie, meines Erachtens, zugunsten des fahrenden Publikums auf weitere Einnahmen durch Vermieten der Glasfenster verzichten.

Im zoologischen Garten kam ich zu einem Sterbefall. Das weibliche Nashorn, seit neunzehn Jahren schon in Berlin ansässig, tat soeben seinen letzten Seufzer. Es ist Hungers gestorben. Vor ungefähr vier Wochen hatte es unglücklicherweise einen Gummiball verschluckt, der einem Mädchen über die Umzäunung geflogen war. Der Ball war unverdaut in den Ausgangsdarm des Magens gegliitten, hatte dort die Passage verstopft und bewirkt, daß die im Magen vorhandene Nahrung mußte liegen bleiben. Das arme Vieh zehrte also von dem Fressen, das es vor vier Wochen eingenommen hatte, und konnte neue Speisen nicht mehr aufnehmen. An einem solchen gepanzerten Ungetüm wird aber nicht leicht bemerkt, daß es und wie es leidet. Und man hätte ihm vielleicht auch nicht helfen können. Nur an diesem Sonntagnachmittag, kurz vor seinem Ende, richtete es sich in auffälliger Weise auf, sodaß es eine halbe Minute wie ein Bär nur auf den Hinterbeinen stand, und dazu stieß es einen angstvoll schauenden und jammernden Laut aus; dann brach es zusammen und war nach wenigen Minuten tot. Sein männlicher Gefährte benahm sich diesem Todesfall gegenüber mit mehr Teilnahme, als man einem Rhinoceros zutrauen sollte; ich sah ihn den Körper des toten Weibchens öfter beriechen und leise mit dem eigenen Horn anstoßen. Und hatte er sich für ein paar Augenblicke entfernt, so kehrte er doch immer bald wieder zu dem grauen Leichnam zurück und stand über ihm in scheinbar schwermütiger Betrachtung. Wenn er erst die Todesursache begriffen hätte! Daß eine seines Geschlechts, eine Rhinocerontin, gegen gewöhnliche Flintenkugeln sonst so sonderbar gepanzert, einem elenden Gummiball erliegen mußte! Der Tod hat wirklich nicht nur gegenüber den Menschen zuweilen seine ganz besonderen Einfälle und ist in seiner Art auch ein naturalistischer Poet und jedenfalls geborener Tragiker.

Natürlich befand sich der Garten nun bereits in Wintertoilette, war aber gut besucht. Im Löwenhause zeichneten verschiedene junge Künstler, die wohl einem Paul Meierheim es nachtun möchten, die großen königlichen Räthen. Kleinbürgerliche Familienwäter führten ihre Kinder von Käfig zu Käfig, von Umzäunung zu Umzäunung, und ein älterer Philister äußerte, während er den gewaltigen Auerochsen, ein Geschenk des russischen Kaisers, betrachtete, zu seiner Umgebung: „Det ham mer och noch Bismarcken zu verdanken! Wenn der russische Kaiser wieder einen wilden Ochsen zu verschenken hat, so kriegen ihn die Franzosen!“

* * *



Aus J. V. Widmanns Skizzenheften.

Aus „Sizilien und andere Gegenden Italiens“.

Festliches Volk in Bologna.

... Doch zurück von dieser Abschweifung zu meinem Stuhl unter den Arkaden vor dem Kaffeehause.

In zwei einander begegnenden endlosen Zügen schob sich hier das Landvolk vorbei, und gar oft entstand bei dem außerordentlichen Andrang eine Stöckung. Aber da war auch nicht ein verdrießlicher

Mensch in der Menge, wenn auch der unfreiwillige Aufenthalt minutenlang dauerte. Heiterste Zufriedenheit lag auf allen Gesichtern. Und wie ausdrucksvoll waren diese Gesichter! Wie glänzten überall waldeberenschwarze Augen! Stattliche Bursche von hohem Wuchs hatten ihre Mädchen bei sich, die sie nicht am Arm, sondern an der Hand führten. Diese jungen Bäuerinnen waren fast durchweg Schönheiten; der Menschenenschlag in und um Bologna herum ist, wie allgemein bekannt, ein außerordentlich guter. Nun waren sie heute im Festschmuck; seidene Tücher, vorherrschend grüne oder gelbe, lagen auf den Schultern der Mädchen. In dem schwarzen Haargeflecht steckten silberne Nadeln von seltsamen Formen; auch goldene Ohrgehänge, Reife von ziemlichem Umfang oder Halbmonde, waren nicht selten. Was aber als höchster Schmuck die Schönheit der edelgeformten Züge erhöhte, das war durchweg der Ausdruck einer — wie soll ich sagen, kindlichen oder tierischen? — Unschuld, einer unbefriedbaren Seeleneinfalt bei vortrefflicher geistiger Naturanlage. Wir kennen bei uns, auch auf dem Lande, nur noch das durch Schulbildung zur Erkenntnis des Lebens geweckte Mädchen und Weib. Nun ist es mir gewiß fern, den Lichtstrahl des Gedankens zu verachten, der dem Antlitz wissender Menschen neue und eigenartige Schönheit geben kann. Aber wieviel unnützes, die Seele belastendes und vielleicht auch verunreinigendes Beiwerk zieht oft mit der systematischen Schulbildung in den Menschen ein! Und wäre es allein die Schule. Da kommen aber die Zeitungen dazu und das Lesen so vieler nützlicher und unnützlicher Bücher. Wohl erweitert sich der Horizont. Aber jene erste Evafrische, jener Tau des Paradieses wird unmerklich abgewischt. Jede Ausleger des biblischen Mythus haben von jeher unter dem Biss in den Apfel der Erkenntnis die erste Erfüllung des geschlechtlichen Begehrns verstehten wollen. Dies ist ganz falsch. Der natürlich sinnliche Mensch unterliegt diesem Begehrn, ohne daß der Stand der



Aus J. V. Widmanns Skizzenheften.



Aus J. V. Widmanns Skizzenheften.

Unschuld im höhern Sinne des Wortes dadurch verändert würde. Vollbringt er doch nur das in ihm waltende Naturgesetz. Jener Mythus ist vielmehr wörtlicher von der Erkenntnis, d. h. von der geistigen Entdeckung des eigenen Ich zu verstehen, infolge deren der Mensch beginnt, sich fortan selbst zum Gegenstande grübelnden Studiums zu machen. Aber meine Leser leben von Jugend auf so sehr in der zweiten, papierenen Welt, die ihnen in der Schule ist erschlossen worden, daß sie vielleicht kaum verstehen, was ich mit diesem Lobe einer noch da und dort auf Erden existierenden Paradiesesunschuld des Menschengeschlechts sagen will. Auch sehe ich gar wohl ein, daß solche Zustände überall von Jahrzehnt zu Jahrzehnt schwinden müssen; nur kann ich die Befriedigung nicht unterdrücken, die ich empfand und noch in der Erinnerung empfinde, daß es mir vergönnt war, an jenem Himmelfahrtstage tausendmal in die wie aus dem ersten Schöpfungsmorgen hervorlugenden Augen der die Welt noch nicht begreifenden jungen Eva zu blicken. Und wie nun der Strom dieser Menge heiterer, einfacher, schöner und unbekannter Menschen in immer neuen Wellen vorüberwogte, da empfand ich mein eigenes Lebensgefühl mehr und mehr gesteigert, und zugleich überkam mich die Ahnung jener Seligkeit Gottes im pantheistischen Sinne, da solche Ströme, wie ich einen jetzt an mir vorüberziehen sah, millionenfach im Wesen der Gottheit aus- und einströmen und auch die verborgene Menschenblume in seinem Herzen wurzelt.

**Vorwort von „Du schöne Welt!“ Neue Fahrten und
Wanderungen in der Schweiz und in Italien.**

Frauenfeld 1907.

Für die Liebeserklärung ans Leben, die in den Titelworten meines neuen Reisebuches liegt, möchte ich nicht mit dem Vorwurf allzu optimistischer Optik gestraft, ja für sie philosophisch überhaupt nicht haftbar gemacht werden, als man ein Murmeltier an dem Spätherbsttage, da es sich zum langen Winterschlafbettet, für den Abschiedsblick würde haftbar machen, den es aus blinzelnden Auglein noch einmal, bevor es im dunkeln Bau verschwindet, auf all die ver-



traute Herrlichkeit seiner Alpenmatten mit den darüber glühenden Firnhäuptern wirft. Der kleine haarige Bursche, der vorher noch in einem Alpselein oder in einem zwischen verblühten Rhododendronstauden rasselnden Bächlein tüchtig getrunken hat, um in seinem Mausoleum nicht ganz einzutrocknen, will mit dem Abschiedsblick und mit dem zufriedenen Wedeln des kurzen Schwanzleins beileibe nicht etwa die Behauptung aufstellen, seine Sommertage seien eitel Lust gewesen und er achte die Drangsal und Gefahren, die sein bisschen Leben fast ständig erschwerten und bedrohten, für eine Kleinigkeit. Aber der lichte Himmel und die goldene Sonne, die ihm das Pelzlein so sanft wärmte, waren sicherlich etwas Schönes. Und wer weiß, ob er sie im nächsten Frühling wieder sieht!

Also höchstens ein Empfindungsurteil soll in meinem Liebesgruß liegen. Inniig aber ist er und herzlich gemeint als der eines Mannes, dem das gütige Geschick gönnte, in einem von der Natur sichtlich bevorzugten Lande alt zu werden, in einem Lande, wo jeder Schritt ins Freie das Zusammengehörigkeitsgefühl mit allen Wesen und Erscheinungen der Landschaft — das man schließlich überall spüren mag — zu festlicher Freude steigert. Selbst auf kleinen Nachmittags-spaziergängen, die mich an hundert- und tausendmal besuchte Plätzchen führen, und auch bei trübem Wetter, im Winter oft ebensolehr wie in der freundlichen Jahreszeit, schwillet die Ergriffenheit über all das Schöne, das die Augen erblicken und das die Seele gern für immer behalten möchte, manchmal bis zur Bedrägnis, und mit einem Seufzer wende ich dem entzückenden Fernblick nach den Bergen den Rücken oder einem Wolkenilde, das die Sehnsucht weckt wie ein zu unbekannten

Rüsten segelndes Schiff, oder einem von irgendwoher beleuchteten Hügel, einem Baumriesen im Herbstgold, und ich betreffe mich auf dem kindlichen Wunsche, gleich jenem mythologischen Hüter der Io ringsum mit Augen besetzt zu sein. Weil ich aber hier der Augen erwähne, so will ich auch der vielen treuen Künstler gedenken, der einheimischen Landschaftsmaler, die, wie sie überhaupt die Augen ihrer Landsleute erziehen, so auch die meinigen gefördert haben, das Schöne mannigfaltiger und kräftiger zu sehen ...

Aus J. V. Widmanns Skizzenheften.



Aus J. V. Widmanns Skizzenheften.

Zum Jeremias Gotthelf-Tage.
(Feuilleton des „Bund“ vom 4. Oktober 1897).

Ihrer Unsterblichkeit können diejenigen Dichter am gewissensten sein, in deren Schöpfungen ein ganzes Volk Stimme gewonnen hat. Solange dieses Volk nicht vom Erdboden verschwindet, werden auch sie fortleben. Ja, wenn es einmal vertilgt wäre, so würde vielleicht hierin noch eine Fortsetzung der ersten Unsterblichkeit des Dichters liegen, da seine Werke alsdann als die wichtigsten, weil seelenvollsten Dokumente eines untergegangenen Volkes, und der Sitten desselben, kulturhistorischen und archäologischen Wert erhalten würden. Über noch ist's nicht an dem, daß man im Emmental die silbernen Göllerfetteli wie Schleemannsche Altertümer ausgraben muß, wenn auch die Schwefelhüelli nur noch bei Aufzügen und ländlichen Theatervorstellungen vorkommen. Das Bernervolk denkt nicht daran, sich einbalsamieren zu lassen; lebenslustig und lebenskräftig blickt es dem neuen Jahrhundert entgegen. Und wenn auch die Bauernfräulein einen andern Schnitt haben werden als zur Zeit, da Joggeli eine Frau suchte, sein Volkstum nimmt es in das zwanzigste Jahrhundert hinüber, nach demselben Naturgesetze, das da bewirkt, daß die Wiesen in allen Frühlingen die gleichen gelben Löwenzahnkronen und blaßvioletten Schaumkrautpflanzen mitten im

grünen Grase hervorbringen. Denn Wiesen und Völker säen sich selbst aus. Und so wird auch Jeremias Gotthelf, der im Jahr vor dem Franzoseneinfall in die Schweiz, am 4. Oktober 1797, in Murten unter dem bürgerlichen Namen Bitzius geboren wurde und der dann dieses unser Jahrhundert entlang gelebt, gewirkt, geschafft und das Bernertum gedichtet und hierdurch gleichsam in Erz gegossen hat, sein Volk ins kommende Jahrhundert hineinbegleiten.

Welches Glück — es muß noch einmal gesagt werden — diese Einheit des Dichters mit seinem Lande und Volke! Er hat ein Vaterland, und das Vaterland hat ihn. Kein Blättchen rauscht zu oberst in den Wipfeln dieses Baumes, das Gestalt und Kraft nicht dem Saft verdarnte, den die tiefen und die weit verbreiteten Wurzeln aus der Muttererde gesogen haben. Jeder Dichter schreibt seine subjektiven Gefühle und Phantasien. Vaterlandslose oder — wie Chamisso — mit zwei Vaterländern „gesegnete“ Dichter schweifen jedoch lehnsuchtsvoll, unruhig um ferne, unwirtliche Klippen; gleich Wandervögeln fassen sie nirgends für lange festen Fuß. Anders der Vaterlandsdichter! Auch Bitzius dichtet seine Subjektivität. Aber siehe da, sie war die größte Objektivität, sie war sein Volk!



Aus J. V. Widmanns Skizzenheften.



J. V. Widmann mit Enkelin vor seinem Wohnhaus z. „Leuenberg“ am kleinen Muristalden in Bern.

Und nicht ins zweifelhafte Unbekannte brauchte seine Phantasie sich zu tasten. Ruhig und schön und blühend lag das Land seiner Träume alle Tage als greifbare Wirklichkeit vor den Fenstern seines Pfarrhauses von Lützelschlüch ausgebreitet. Wo hat jemals einer so mitten drin gestanden unter den Geschöpfen seiner plastisch bildenden Hand? Wenn ein Winzer im Bottich die Trauben des von ihm gebauten Weinberges mit den eigenen Füßen trottet, so ist es noch lange nicht dasselbe; denn der Winzer ist selbst nicht Traube und Rebe. Vitius aber war selbst die Frucht dieses Volkstums, das er in seinen Werken gleichsam auspreßte und in geistigen Wein verwandelte, die vollste, am schönsten gereifte Frucht. Mag nun auch dieses bernische Volkstum für die große weite Welt nur ein kleines, wenig bedeutendes sein, sodaß man in dieser Beziehung wenigstens Vergleiche mit Homer und seinem Griechentum, mit Dante und Italien ablehnen muß — für die glückliche innere Harmonie des Dichters mit seinem Gegenstande, für die starke Solidität des Unterbaues seines ganzen Wirkens kommt der berührte quantitative und auch qualitative Unterschied nicht in Betracht. Mit Recht hat daher Jakob Burckhardt (wie mir unlängst einer seiner Freunde, Hans Trog in Basel, brießlich mitteilte) Jeremias Gotthelf für glücklicher und bemeidenswerter als Gottfried Keller gehalten. Und man darf beifügen, daß

Jeremias Gotthelf den Begriff des schweizerischen Volksdichters noch vollkommener realisierte als der durch künstlerisch bewußtes Schaffen ihm freilich weit überlegene große Zürcher Dichter. Gotthelfs Schaffen war das einer Naturkraft, die ihren Reichtum selbst nicht kennt und in verschwenderischer Fülle ihn hingibt ...

Zu den Federzeichnungen J. V. Widmanns.

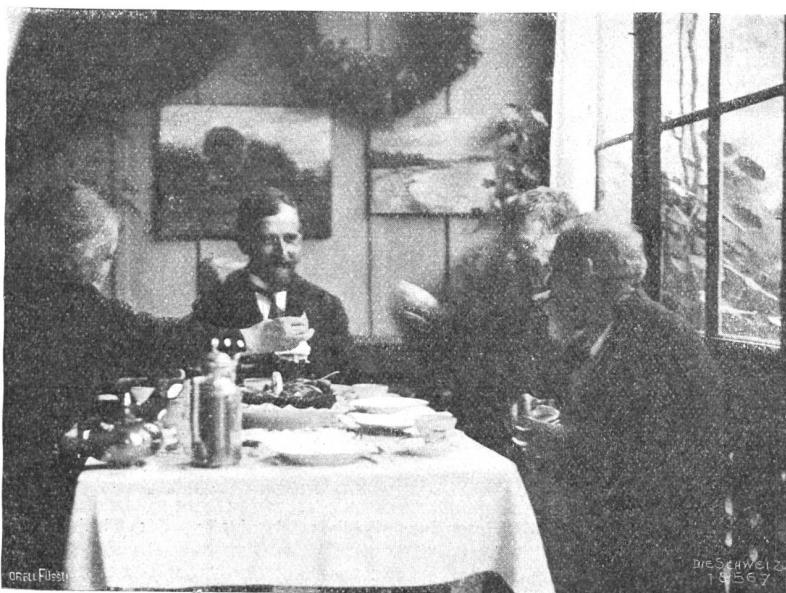
Nicht nur die nächsten Angehörigen, auch die näheren Freunde wußten, daß Widmann in humorvoller Laune ab und zu seinen Briefen Illustrationen beigab. Daz er aber über ein nicht gewöhnliches Zeichnungstalent verfügte und besonders in früheren Jahren mit Bleistift und Feder entzündend zu fabulieren wußte, dürfte vielen seiner Verehrer neu sein. Nicht weniger als sechs inhaltsreiche „Zeichnungsbücher“ sind erhalten mit vielen hundert mehr oder weniger ausgeführten Zeichnungen, die er zu Lust und Belehrung für die Jugend seines Hauses schuf. Aus dem griechischen Altertum etwa die Theseusage darzustellen mit besonders furchtbaren Schilderungen des „Prokrustesbettes“, des Minotaurus, oder wie der greise Aegens sich angesichts der mit schwarzen Segeln heimkehrenden Flotte ins Meer stürzt — das gelang ihm vor trefflich. Auch häusliche komische Ereignisse wurden festgehalten, vor allem aber große fabelhafte Geschichten erfunden mit merkwürdigen Wesen, wie der Herr „Niemand Apfel“, der Krieg zwischen den „Nasen- und den Lippen-Leuten“. Ganze Epen entstanden auf diese Weise, lustige Robinsonaden auf erträumten Inseln, auch eine Auswanderung der Familie Widmann nach Kanada und Kalifornien mit wechselvollen Farmergeschichten, Ueberfällen von Indianern, ungeheuren Goldklumpenfunden, bei welchen Abenteuern auch der liebe Hausfreund Carl Münzinger eine bedeutende Rolle spielt.

Die hier mitgeteilten Proben sind anderer Art und früheren Datums. Sie fanden sich auf vielen Blättern zerstreut und vermischt mit Kollegnotizen aus seiner Heidelberger Universitätstättszeit.

„Theologengesichter“ und „Deutsche Professoren- und Schulmeisterthypen“ sind auf zwei Seiten enthalten, während Schlachten- und Gefechtszenen den Inhalt der übrigen Blätter bilden. Hauptfächlich beschäftigte ihn die große Zeit der Freiheitskämpfe und der Revolution, die Gestalten Napoleons



J. V. Widmann mit Enkelin.



Beim Tee im «Teuenberg» (r. J. V. Widmann und Albert Welti, l. Frau Widmann, in der Mitte Ernst Kreidolf).

und anderer Helden treten sichtlich vor, auch Goethes Züge versucht er wiederzugeben.

Die Blätter reden für sich selbst, einzelne der Zeichnungen haben soviel Reiz und geradezu „Schmäf“, daß sie wohl dem Skizzibuch eines Kriegsmalers entnommen sein könnten. Er selbst hat von seinem Talent nie viel gehalten. Bescheiden lehnte er stets ab, besonders wenn in späteren Jahren das Gespräch darauf kam. Einmal meinte er fast spöttisch, indem er schalkhaft lächelte, man möchte doch nicht davon reden, es gebe ja heute in der Schweiz genug Dichter, die sich freuten darauf hinzuweisen, daß sie „ebenso gut“ hätten Maler werden können — troß Gottfried Keller.

F. W.

Aus einem Briefe J. V. Widmanns.

Bei Anlaß des vorliegenden Gedenkblattes zum 20. Februar fällt uns der Glückwunschartikel ein, den wir J. V. Widmann zum sechzigsten Geburtstag gewidmet haben und den er mit jener reizenden Dankbarkeit entgegennahm, die für ihn so charakteristisch ist, daß wir uns nicht versagen können, aus seinem Briefe an die Verfasserin*) ein paar Sätze wiederzugeben.

„... Vor lauter Freude kam ich zuerst gar nicht dazu, zu denken, daß dieses ganze „Babylöndchen“ (wie einst eine unserer Mägde Pavillon auszusprechen pflegte) mir zu Ehren errichtet worden. Ich genoß es und genieße es noch wahrhaftig als das berühmte „Ding an sich“. Und doch ist es dann wieder gerade diese Beziehung auf mich, die mich vor allen andern Menschen in stand setzt, Ihre ganze Weisheit und Kunst zu begreifen. Auch meine l. Frau war starr vor Erstaunen, daß jemand imstande war, so die Summe meiner ganzen menschlichen und literarischen Existenz zu ziehen — wohlgerne mit dabei überall sich befundender wohlwollendster Absicht, unter Wahrung der Wahrheit doch nur das Beste zu sagen. Wie Sie gewisse intime Dinge herausgebracht haben, z. B. den Konflikt der Vogelfutterpflicht mit dem Sonntagswunsch, länger im Bett liegen zu bleiben — gerade heute war der Kampf schwer gewesen! — ist mir ein Rätsel. Unendlich gefreut hat mich natürlich besonders, was Sie von meinem Alteindrama geschrieben haben. Auf der Bühne wird es in seiner etwas kühlen Temperatur ja wohl nirgends viel Wirkung tun. Umso glück-

licher muß ich sein, wenn es bei bedeutenden Geistern gute Aufnahme findet. Das ist letzten Mittwoch in der „N. Fr. Presse“ geschehen und jetzt so schön und warm in der „Schweiz“. Ich werde nun zu meinem Sechzigsten allerlei über mich müssen ergehen lassen. Einen Vorherschmaß gab mir eine Berliner Modezeitung, die mein Bild brachte und mich sonderlich mit der Versicherung zu ehren glaubte, man nenne mich in Berlin den schweizerischen Oscar Blumenthal! Sie können sich vorstellen, wie mir nach so was (wogegen übrigens auch der Verfasser des „Weissen Röhl“ energisch protestierte) Ihr Aufsatz vorkommen mußte, was übrigens nicht heißen soll, daß er einer Folly bedurft hätte ... Es ist recht schade, daß ich mich über die Seele des Menschen noch immer zu keinem wesentlich andern Glauben durchgerungen habe, als wie ihn der Text der vier ersten Gefänge von Brahms aus spricht. Somit würde ich Ihnen sagen, daß ich mich drüben mit Papa Hegner anfreunden und jedenfalls neben ihm begrüßend am Ufer stehen würde, wenn dereinst — in recht ferner Zeit — der Nachen mit Ihnen anlegt ...“

Meine erste Erinnerung an J. V. Widmann.

Es wird im Jahre 1880 gewesen sein, und als kleine Schulknirpse freuten wir uns auf eine gewaltige Aenderung. Unsere Schule, die sog. Bürgerliche Mädchenschule, sollte mit der Einwohnermädchenschule verschmolzen werden und als städtische Mädchensekundarschule weiterleben. Wir freuten uns nicht sowohl auf die Abwechslung als solche, auf den Umzug, auf



J. V. Widmann in seinem Beim.

*) Dr. Hedwig Bleuler-Waser (vgl. „Die Schweiz“ VI 1902, 89 ff.).